

## Vom Verschwinden eines Ortes als Utopie

### Aufschließender Abgesang

Harald Schroeter-Wittke

*Gehalten am Aschermittwoch zur Schließung des Kulturcafés »SchauFenster« der Evangelischen Kirche in Bonn (gekürzt).*

*Es gibt Orte, die zentral liegen.* Sie sind wichtig, weil sie sich in der Mitte einer öffentlichen Kultur etabliert haben. Sie repräsentieren und stellen dort diejenigen dar, die diesen Ort als Raum gestalten. Das gilt für die, die diesen Raum bereitstellen ebenso wie für die, die diesen Raum nutzen. Die meisten dieser zentralen Orte stellen Nischen dar, in denen man dem Sog des Zentrums entkommen kann. Dabei weiß niemand so genau, was denn nun genau das Zentrum ist und wo es liegt.

*Es gibt Orte, die bieten Heimat* – vorübergehend. Sie sind wichtig, denn sie bringen den Lauf der Zeit als Geborgenheit zur Darstellung. Wir sind vorübergehend in dieser Welt, weshalb auch unsere Heimat immer eine vorübergehende, eine sich überholende und wandelnde ist. Vorübergehende Orte sind anziehend für Vorübergehende, für Laufkundschaft, für diejenigen, die Erholung und Erleichterung suchen. Hier braucht man ein gewisses Flair. Hier wird nicht groß be- oder gelehrt, sondern hier wird der small talk gepflegt.

*Es gibt Orte, die verschwinden.* Sie sind wichtig, denn sie lassen erleben, was die Toten Hosen so eindrücklich besungen haben: Nichts bleibt für Ewigkeit. Solche Orte haben sich aus welchen Gründen auch immer überholt. Sie können oder wollen nicht mehr aufrecht erhalten werden und kommen zum Erliegen. Das, was in ihnen passiert ist und sie passiert hat, wird in der Verborgenheit des Nicht-Ortes weiterleben. Vielleicht findet es einen Ort in der Trauer oder in der Erinnerung oder in der Hoffnung.

*Jeder Ort verdeckt anderes,* was dort auch noch sein könnte oder hätte sein können. Dieses verdrängte Andere kommt als Nicht-Ort des Ortes zur Geltung. Jeder Ort führt daher seinen Nicht-Ort mit sich. Jeder Topos, jeder Ort beinhaltet daher einen U-Topos, einen Nicht-Ort – und damit eine Utopie, eine Hoffnung auf das, was noch nicht erschienen ist, wie der 1. Johannesbrief sagt, weil es nicht erscheinen konnte. Dazu bedarf es der Trauer über dessen Verschwinden, denn sie ermöglicht das Loslassen

und die Distanz zu einem Raum, in dem viele von uns ab und zu ihr Herz verloren haben.

Jeder Ort, jedes Zuhause, jede Heimat – sie ermöglichen Raum zur Darstellung dessen, was uns bewegt. Doch zugleich legen sie uns fest, weil sie uns mit ihren örtlichen Gegebenheiten und Verbindlichkeiten fixieren. Die Kirche hat es zur Zeit schwer, Raum zu gewinnen und ihren Raum zu finden in unserer Gesellschaft. Machen wir uns nichts vor: Es sind z.Zt. Umbrüche im Gange, die die gewachsenen kirchlichen Strukturen über kurz oder lang radikal verändern werden, wenn nicht gar zusammenbrechen lassen. Diesmal hat es das SchauFenster erwischt. Das nächste Mal wird es vielleicht eine Kirche erwischen. Es werden weitere Räume folgen, profane ebenso wie religiöse. Doch wer wollte das auseinander halten, Profanität und Religion? Hier im SchauFenster waren sie ununterscheidbar zusammen, gingen einträchtig zusammen, setzten sich auseinander, um sich wieder zusammensetzen zu lassen und zu können. Das SchauFenster war für die Kirche in Bonn Science Fiction, das SchauFenster war Weltraum und hatte seine Fühler in die Weiten des Weltraums ausgestreckt. Möge die Kirche ihre Sorgfalt darauf richten, dass solche Welträume auch in Zukunft gefunden werden!

*Wenn ein Ort verschwindet,* dann macht er uns, wenn auch schmerzvoll, klar: Das Zuhause, die Heimat, dies sind utopische Orte, Orte, die uns verheißen sind. Frühere Generationen von Christen haben diese Hoffnung als Lebensenergie zum Ausdruck gebracht, wenn sie gesungen haben: Mein Leben ist ein Pilgrimstand – oder: Meine Heimat ist in den Himmeln. Doch wehe, aus verheißenem Land wird heiliges Land. Dann nämlich droht heiliges Spiel in heiligen Krieg umzuschlagen.

Gott sei Dank – für das heilige Gastspiel im SchauFenster. Und: Gott sei's gepfiffen und getrommelt: Das SchauFenster wird zur Wanderausstellung. Dies erfordert eine neue Kultur der Gastfreundschaft in unserer Kirche.

Möge Gott Gastgeber schenken, die darum wissen, dass sie selbst verkümmern, wenn sie sich nicht intensiv mit ihren Gästen auseinandersetzen. Möge Gott die Gastgeber mit der Fremdenliebe begaben. Amen.

**Harald Schroeter-Wittke,**  
Dr. theol., geb. 1961;  
Professor für Didaktik der  
Ev. Religionslehre mit  
Kirchengeschichte am  
Institut für Evangelische  
Theologie in der Fakultät für  
Kulturwissenschaften der  
Universität Paderborn.